

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 26

Illustration: "Gewiss, gewiss, ich bin einverstanden [...]"
Autor: Farris, Joseph

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

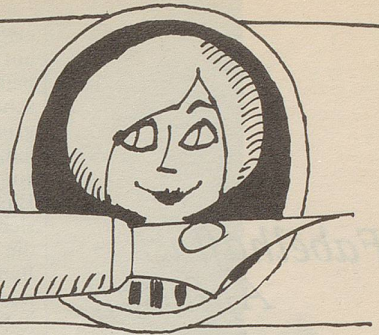
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Menschen ohne Pflasterli

Unter dem Titel «Pflasterli für Geschiedene und Verwitwete» hat der «Beobachter» im Juli 1973 auf die ungerechte Besteuerung lediger Männer und Frauen hingewiesen. Im Kanton Zürich z. B. wird einem alleinstehenden geschiedenen oder verwitweten Steuerpflichtigen ein um 1200 Franken höherer Sozialabzug gestattet als einem ledigen. Bei der Wehrsteuer gar ist der Verwitwete oder Geschiedene ohne Familie dem Verheirateten gleichgestellt und darf gleich ihm 2500 Franken abziehen, während der Ledige überhaupt keinen Sozialabzug machen darf.

Der «Beobachter» hat die Frage dieser offensichtlichen Benachteiligung der Ledigen dem kantonalen Steueramt Zürich unterbreitet, welches in seiner Beantwortung u. a. festhält: «Nicht für jeden Entscheid gibt es Vernunftgründe: es wird eben manchmal auch in Politik des Herzens gemacht. Man wollte offenbar den Geschiedenen und Verwitweten ein Pflasterli auf die Wunde ihres Schicksals legen und zum erlittenen Verlust sie nicht auch noch den erhöhten Abzug verlieren lassen.» Inzwischen hat ein Jungeselle staatsrechtliche Beschwerde eingelegt, die vom Bundesgericht abgelehnt wurde, obgleich das Bundesgericht selbst das Begehren als «nicht offensichtlich unvernünftig» bezeichnet, dann aber fortfährt, der höhere Abzug für Geschiedene und Verwitwete lasse sich mit der Erwägung rechtfertigen, dass sich diese Personen «oft in einen bestimmten Haushalt so eingelebt haben und mit ihm so verwachsen sind, dass sie ihn, auch wenn er im Grunde zu gross geworden ist, nicht aufgeben mögen». Ist es nicht schön, wenn sogar das Bundesgericht die Vernunft zurückstellt und der Staat in «Politik des Herzens» macht, indem er seine heilenden Pflasterli auflegt? Nur eben, er hält sie nicht für alle bereit. Sie sind reserviert für Leute mit Schicksälern.

Ich habe seit langem den Verdacht, dass besonders die ledige Frau nur selten in den Genuss eines Schicksals kommt. Wenn ihr Freund sie verlässt, so ist das Pech, allenfalls Malheur, Schicksal ist das nicht. Ueberhaupt ist ihr Privatleben herzlich uninteressant. Kein Frauenbletli und keine Steuerverwaltung könnte sich für das Problem erwärmen, dass sie ihr altes Elternhaus, mit dem sie verwachsen war, nicht gern mit einer engen Mansardenwohnung vertauscht; keinen Knochen interessiert es, ob sie eine oder zwei Uhren aufs Mal trägt, Hauptsache sie ist pünktlich da zur Arbeit. Ihre Umgebung will nicht wissen, wie sie Schwierigkeiten meistert, denn dass sie sie meistert, weiss man ja und erwartet es von ihr. Nachdem sie jahrelang ihre alten, vielleicht kranken Eltern betreut und gepflegt hat, erwartet man von ihr selbstverständlich auch, dass sie sich nun sämtlicher einsamen Tanten in der Verwandtschaft annimmt, ihre Nichten und Neffen häufig einlädt und wenn möglich noch etwas für sie zur Seite legt. «Ihr Leben war Hingabe und treue

Pflichterfüllung» wird es vielleicht dereinst in ihrer Todesanzeige heissen, wenn sie zur vielgeliebten Erbtante geworden ist.

Ueber eines nur muss ich mich immer wieder wundern: Wo nehmen solche Frauen, die einen anstrengenden Beruf haben und daneben ihren eigenen Haushalt führen, nur die Zeit her, um noch die vielen Ehemänner zu umgarnen, die, laut Frauenbletli, tagtäglich in die ausgeworfenen Netze gehen? Denn es passiert ihnen eben, den kritischen, selbstbewussten Chefs und Kollegen; sie denken sich nichts, und schon zappeln sie im Netz der bösen Spinne. Aber allzu rasch kann man die Vergangenheit nicht hinter sich bringen. Es gibt da immer noch die Wochenenden, die strikte der Familie gehören. Sie sind für jene verführerischen Kreaturen wohl nötig, wenn auch nicht gerade fröhlich. Dann haben sie wenigstens Zeit, ihre Locken neu zu drehen, ihre Kleider aufzubügeln und den schmachthenden Augenaufschlag zu üben, um ihr übles Spiel am Montag mit Erfolg wieder aufzunehmen.

Von ihnen wird man wohl sa-

gen, «die führen ein Leben», aber ein Schicksal haben sie so wenig wie die anderen ledigen Frauen, die brav ihre Tantenrolle spielen und sonst nichts. Für sie gibt es keine Pflasterli von keiner Seite. Es sind ja bloss ein paar Tausende: für die Wirtschaft ein Produktionsfaktor, für die Gesellschaft eine quantität négligeable und nur gerade für die Steuerbehörden eine interessante Minderheit.

Nina

«Biologische Einfamilienhäuser»

Die im Laufe der Nachkriegsjahre rasch fortschreitende Technisierung, von der praktisch ausnahmslos alle Lebensbereiche erfasst wurden, brachte, wie sich immer mehr herausstellt, nicht nur Vorteile, sondern auch allerdhand Probleme mit sich. Diese Entwicklung ist es denn auch, die in jüngerer Zeit eine steigende Zahl von Stimmen auf den Plan gerufen hat, die unsern heutigen Stand an Zivilisation oder eigentlich eher «Ueberzivilisation» kritisch unter die Lupe nehmen.

Dass in diesem ganzen Spektrum der zur Opposition herausfordernden Beweggründe, auch den zugegebenermassen nicht nur gesunden Ernährungsgewohnheiten die Beanstandung gilt, versteht sich beinahe von selbst. Dabei wird in diesem Falle sowohl das sattsam bekannte «Zuviel» an Nahrung in Frage gestellt, als auch das «was» in bezug auf die Qualität, womit letzteres geradezu zur Praxis moderner landwirtschaftlicher Anbautechnik führt. Mit andern Worten, die bald mehr chemischen Erzeugnisse wie beispielsweise Birnen, Äpfel, Tomaten usw. usw., stossen auf wachsende Skepsis, ja mehr noch auf Ablehnung, weshalb engagierte Kreise ihren Kurs in dieser Sache sozusagen um 180 Grad gedreht haben in Richtung chemiefrei, d. h. biologisch.

So weit, so gut, nichts gegen landwirtschaftliche Produktionsmethoden, eben ohne oder zum mindesten mit möglichst wenig Chemie, und gar nichts gegen natürliche, bzw. biologische Äpfel, Birnen u. a. Indessen, ohne



«Gewiss, gewiss, ich bin einverstanden. Du weisst, ich wäre ein verlorener Mann, wenn du mich nicht geheiratet hättest.»